

# Killer Leopard

Ein Thriller von Erich Glavitz

Published by Erich Glavitz at Smashwords

Copyright 2011 Erich Glavitz

Alle Namen der Personen sowie Handlung der folgenden  
Geschichte sind frei erfunden.

Titelgestaltung von Hans Purker <http://www.kapazunder.com>

Dr. Spahn ist mit sich und der Welt zufrieden. Als er die Zentrale seiner Bank verlässt, trägt er branchenüblichen Nadelstreif und Schuhe von Nagy. Er trifft einen Kollegen aus der Branche. Er habe eben vom Nationalbankpräsidenten Scheidl eine Villa in St. Anton am Arlberg erstanden. „Eine Mezzie“, versteht sich. Der Arme liege im Sterben, Prostatakrebs. Dauert nicht mehr lange. Man verabredet sich zum Golf. Übermorgen, Samstag, vielleicht so gegen vier: „Meine Frau kommt auch mit.“

Dr. Spahn hält beim „Schwarzen Kameel“, einem populären Feinkostladen, auf ein Achterl Rotwein an der Stehbar. Er trifft Banker, Journalisten und ein paar „forsche Hasen“. Sekretärinnen von nahen Anwaltskanzleien. Die machen heute auch früh Schluss - „wegen der Hitz.“ Bei den Gesprächen geht es um üblichen Branchentratsch: Wer, welche Position nicht bekommt. Er verabschiedet sich so um halb acht und will noch ins Palais Ferstl, dort sei heute eine Soiree. Der Kanzler soll da sein. Vor dem Palais überlegt er es sich, dreht um und geht zur Tiefgarage Am Hof. Er pfeift leise „My way“. Vor dem Ticketautomaten trifft er einen Bekannten. Spahn hat eine Dauerkarte, verabschiedet sich und geht allein weiter. Vor seinem Wagen drückt er auf den Knopf des Türöffners am Autoschlüssel. Die Lichter gehen an, er öffnet die Tür, wirft die Aktentasche auf den Hintersitz und lässt sich in den Fahrersitz fallen. Der Rückspiegel ist zurückgeklappt.

Der Fahrer des daneben parkenden Wagens hat beim Wegfahren nicht aufgepasst. Ärgerlich. Er lässt das Fenster runter und schiebt den Spiegel mit dem Handballen nach vor.

„Gott sei Dank, nichts kaputt“, denkt er - sein linkes Ohr explodiert.

Dr. Spahn sinkt in derselben Sekunde nach vor und prallt mit dem Gesicht auf das Lenkrad. Er ist sofort tot. Das Geschoss ist durch das Kleinhirn gedrungen und hat alles zerfetzt. Blut rinnt

über seine Wange. Der Schuss war kaum zu hören. Ein dumpfer Knall. Wie eine Autotür, die ins Schloss fällt. Weder Schuss, noch Täter, noch Tod des Bankers wurden von irgendjemandem in der Garage wahrgenommen.

*Die Eisentür klackt leise ins Schloss. Er geht zum Treppenaufgang. Die Waffe verschwindet in einer ledernen Aktentasche. Vorher hat er den Schalldämpfer vom Lauf geschraubt. Beim Lift hält er an und hört in das Treppenhaus. Außer dem rasenden Schlag seines Herzens hört er nichts. Er streift die Gummihandschuhe ab und steckt sie in die Hosentasche. Oben angekommen öffnet er vorsichtig die Tür. Er wartet einen kurzen Moment ab und taucht in die Menge der Abendspaziergänger .... Er ist mit sich zufrieden. Der erste Schuss hatte gegessen.*

Eine Stunde später fährt ein Kollege am schwarzen Mercedes des Generaldirektors vorbei. Das Fenster an der Fahrerseite ist offen. Ein Einbruch! Er hält an, steigt aus und bemerkt den nach vorne gesunkenen Kopf. Im ersten Augenblick denkt er an Herzinfarkt und tippt die Nummer des Notarztes in sein Handy. An der Wagentür angelangt, fährt er entsetzt zurück. Er sieht das blutige Loch an der linken Schädelseite.

Der Anruf trifft zum ungünstigsten Zeitpunkt im Sicherheitsbüro ein. Die Herren sitzen bei einer Besprechung über die zunehmenden Überfälle und Raubmorde in Wiener Wettbüros. Eine Ostbande, hält die Polizei seit Wochen in Atem. Der Innenminister, die Sektionschefs und Abteilungsleiter sind zur Strategiekonferenz angetreten. Es muss schleunigst etwas geschehen. Die Räuber gehen mit unglaublicher Brutalität vor. Sie stürmen die Wettlokale, schießen auf alles, was sich bewegt.

Auf der Flucht wechseln sie die Autos und lösen sich in Nichts auf. Der Anruf vom Mord in der Tiefgarage bewirkt keine sonderliche Aufregung. Jemand sagt, dass Generaldirektor Spahn erschossen wurde. Plötzlich kommt Bewegung in die Runde.

Stimme aus dem Hintergrund: „Den hat sicher seine Alte umgebracht. Komm Karli, mach was, wir haben jetzt keine Zeit für solche G’schichten.“

Der Innenminister fährt hoch und runzelt die Stirn. „Karli“ erhebt sich, öffnet die Tür und ruft hinaus: „Geh, Monika, du hast eh grad nix zu tun. Hast schon g’hört, Am Hof haben’s den Spahn erschossen. Sei so lieb, fahr hin und fang mit den Ermittlungen an. Du machst das schon. Erzähl mir nachher, was war. Ruf mich an, wenn du was brauchst.“

Monika, 46, Wienerin, brünett, kurze Haare, muskulös, drallig, aber nicht dick, mit festem Hintern und großem Busen war früher CEO einer privaten Kabelfernsehanstalt. Nebenbei studierte sie Jus und meldete sich spontan bei der Kripo, die gerade einen Versuch mit Quereinsteigern startete. Sie ist ehrgeizig, fleißig und betont ihre Unabhängigkeit. Sie möchte weder heiraten noch Kinder. Ideal für eine Karriere. Den Job beim Fernsehen hatte sie bis obenhin satt. Zu kommerziell und wenig kreativ. Nichts als üble Arschkriecherei, Politik und *mobbing*. Im Sicherheitsbüro Abteilung Mordkommission fühlt sie sich wohl.

Sie biegt mit ihrem schwarzen Saab, der schon etwas in die Jahre gekommen ist, in die zweite Garagenebene. Der Tatort ist mit gelben Isolierbändern abgesperrt. Man teilt ihr mit, die Spurenleute seien unterwegs, der Arzt müsse jede Sekunde eintreffen. Der junge Bankmanager, der das Opfer entdeckt hat, wird ihr vorgestellt.

Monika sieht ihn und denkt: „Der war’s nicht, dazu ist er zu fad.“ Gemeinsam gehen sie zum Auto des Mordopfers. Sie sieht den Toten, die Wunde am Ohr, linkes Auge halb offen, das Rechte geschlossen. Trockenenes Blut an der Wange. An dem schaut alles

tot aus, denkt sie. Da ist alles raus.

Der Arzt steht vor ihr: „Was haben wir denn da, Frau Kollegin?“, nach einer Pause fügt er hinzu: „Aha, eine Schusswunde!“

Er beugt sich zum Toten und sagt: „Also, das muss innerhalb der letzten drei Stunden passiert sein.“

Monika fragt nach den Garagenaufsehern im Büro an der Einfahrt. Einer erzählt ihr von Videokameras, die alle Etagen überwachen. Sie lässt die Aufnahmen auf einen anderen Datenträger überspielen. Beim Wagen des Mordopfers arbeiten die Spurenleute in weißen Overalls, Hauben und Handschuhen. Die ersten achtundvierzig Stunden nach einem Mord sind für das Spurenteam entscheidend. Danach würde es schwer werden, irgendetwas für die forensische Analyse zu finden.

Monika versucht, die mögliche Position des Schützen zu ermitteln. Der Schuss kam von links, das ist klar. Neben dem Mercedes des Opfers stehen zwei Autos. Ein schwarzer Golf und dicht an der Mauer ein Geländewagen. Der Mörder dürfte hinter dem Geländeauto gestanden sein, denkt sie. Die Stufe zwischen Motorhaube und Frontfenster ergibt eine ideale Schussposition. Andererseits stimmt das mit dem Einschusskanal nicht überein. Vieles deutet auf einen Schusswinkel schräg von vorne. Von dort hätte das Opfer aber seinen Mörder bemerkt. Trotzdem könnte der Schütze aus der Richtung des Geländewagens geschossen haben, denkt sie. Die Ausgangstür gleich neben dem Treppenaufgang ergibt einen idealen Fluchtweg.

Monika stellt sich an das Vorderrad und zeigt ihrem Kollegen, dass der Schütze von einer Position zwischen Mauer und Geländeauto geschossen haben muss. Einer der Spurenleute, ruft sie zu sich. Er zeigt ihr Abdrücke am Kunststoffgehäuse des Rückspiegels. Dr. Spahn dürfte den Spiegel mit der Hand eingerichtet haben. Warum nicht elektrisch? War der Spiegel etwa zurückgeklappt und das Opfer wollte ihn wieder in die alte Position bringen? Der Beamte von der Spurensicherung meint, das würde Monikas Theorie vom Schusswinkel erhärten. Sie fühlt nicht nur Erleichterung, sondern auch stillen Triumph.

„Monika, fahr bitte zur Spahn. Du tust dir als Frau leichter ... ruf mich nachher an“, sagt der Kollege am Handy.

Sie macht sich auf den Weg. Die Villa steht in Ober St. Veit, eine der nobelsten Gegenden Wiens. Monika parkt ihren Saab vor einem schmiedeeisernen Tor. Sie hat Angst und spürt die Aufregung. Schließlich hat sie noch nie jemandem sagen müssen, dass der Partner erschossen wurde.

„Wovor hast du Angst?“, denkt sie. „Was soll schon sein? Das gehört zu deinem Job und du machst jetzt deinen Job, verdammt noch einmal!“

Eine Frauenstimme meldet sich aus der Gegensprechanlage. Monika stellt sich als Beamtin des Kommissariats Wien Innere Stadt vor. Sie wird eingelassen und geht über eine Auffahrt zur Villa hinauf. Alles sehr protzig, denkt sie. An der Haustür erwartet sie eine eleganten Dame, etwas über fünfzig.

Sie stellt sich noch einmal vor und zeigt ihren Ausweis: „Frau Spahn?“

Die Dame nickt. Monika bittet, eintreten zu dürfen, sie hätte eine sehr persönliche Nachricht. Frau Spahn wirkt auf den ersten Blick kühl, abweisend bis arrogant. Sie trägt Goldenes am Hals, an den Ohren, den Armen und den Fingern. Dazu als optische Anziehung eine Rolex am Gelenk. Frau Spahn bittet sie ins Haus. Monika sieht ihr gerade in die Augen und sagt ohne Furcht und Hemmung: „Gnädige Frau, ich muss ihnen leider die traurige Mitteilung machen, dass ihr Mann tot ist.“

Stille.

Frau Spahn fährt sich mit der Hand an ihre Halskette, so als möchte sie sich dort anhalten: „Tot? Das Herz?“

Monika sagt: „Nein, er wurde erschossen.“

Frau Spahn ist entsetzt: „Erschossen? Sagten sie erschossen?“

Monika nickt: „Ja, gnädige Frau, erschossen!“

Die Dame des Hauses schüttelt fassungslos den Kopf und wiederholt: „Erschossen ... erschossen. Ein Banküberfall?“

Monika schüttelt den Kopf: „Nein, kein Banküberfall. Ihr Mann wurde in der Tiefgarage Am Hof getötet.“

Frau Spahn außer Atem: „In der Tiefgarage ... Am Hof ... wurde er überfallen?“

„Nein. Aller Voraussicht nach nicht. Wie es jetzt aussieht, wusste der Täter über die Gewohnheiten ihres Gatten genau Bescheid. Wir gehen nach derzeitigem Stand der Erhebungen davon aus, ihr Mann könnte den Täter oder die Täter sogar gekannt haben,“ antwortet Monika.

Frau Spahn setzt sich, ihre Hand umklammert die Armlehne. Monika beugt sich zu ihr, berührt ihre Hand und sagt: „Frau Spahn, der Täter könnte aus dem engeren Bekanntenkreis kommen. Ich mag die Frage nicht, aber sie kommt irgendwann einmal: Hatte er Feinde?“

Frau Spahn blickt auf und antwortet: „Mein Gott, Norbert war in einer Position, in der er natürlich genug Neider hatte – aber keine Mörder!“

Monika schiebt einen Sessel näher und setzt sich zu ihr: „Der Täter oder die Täterin kann aus drei Kreisen kommen. Aus dem beruflichen Umfeld, dem familiären oder – intimprivatem Bereich.“

Nach einer kurzen Atempause legt sie behutsam nach: „Hatte ihr Mann eine Freundin?“ und erschrickt vor ihrer eigenen Courage.

Frau Spahn mit einem spöttischen Unterton: „Ein Mann in seiner Position musste eine Freundin haben, sonst hätten ihn seine Freunde für einen Waschlappen gehalten. Mit den Freundinnen war aber ohnehin nicht viel los.“

Sie schüttelt ihren Kopf, blickt aus dem Fenster und sagt: „Die waren nur zum Herzeigen da. Staffage! In diesem Alter machen sich alle Männer nur noch lächerlich!“

Plötzlich bricht sie in Tränen aus: „Ich würde jetzt alles dafür geben, wenn er wieder hier wäre.“

Monika drückt sie sanft an sich. Da erscheint im Türrahmen eine kleine rundliche Frau mit Schürze und bringt eine Flasche Mineralwasser und zwei Gläser. Frau Spahn stellt sie als Milena

vor, ihre Hausgehilfin und fügt gleich hinzu, dass sie nicht angemeldet sei.

Monika winkt ab: „Das interessiert jetzt niemanden.“

Sie möchte das Gespräch morgen fortzusetzen aber Frau Spahn nimmt ihren Arm und zieht sie an sich: „Bitte bleiben Sie noch.“

Sie wolle jetzt unter keinen Umständen alleine sein. Sie habe niemanden, den sie in dieser Situation hier haben möchte. Die Freundinnen schon gar nicht. Die Neugier und das Getratsche würden ihr auf die Nerven gehen.

„Ich mag ihre ruhige und gerade Art. Ich hab Vertrauen zu ihnen. Bitte bleiben Sie,“ sagt sie.

Monika ist diese Last fast zu viel: „Sind Sie ganz allein?“

Frau Spahn nickt: „Nur die alte Milena und mein Nepu, der Schäfermischling.“

Frau Spahn steht auf und führt Monika ins Wohnzimmer. Ringsum gefüllte Bücherregale in dunklem Holz, ein riesiger TV-Bildschirm, eine Hausbar gefüllt mit Whisky- und Cognac-Flaschen. Sie setzen sich, Frau Spahn bittet Milena um Tee.

Monika beginnt: „Erzählen Sie mir von ihrem Mann.“

„Norbert und ich waren seit dem Gymnasium zusammen. Wir studierten gemeinsam an der Wirtschaftsuni in Wien. Da wusste er bereits, wie man Karriere macht. Er war bereit, alles zu geben.“

Sie schnäuzt sich laut und Monika bemerkt: „Dafür hat er jetzt teuer bezahlt.“

„Jaja, aber das gilt für alle, die nach oben wollen!“

Monika fragt: „Hatte er mit den Freimaurern auch zu tun?“

Frau Spahn atmet tief ein und schüttelt ihren Kopf: „Sie werden es nicht glauben, trotz seiner Nähe zu den Schwarzen, war er natürlich auch bei den Freimaurern. Als er erfahren hatte, dass der rote Kanzler dabei war, hat er alles unternommen, dass sie ihn auch aufnehmen.“

Sie blickt zum Fenster hinaus und sagt: „Wir hatten uns in Wahrheit schon seit Jahren nichts mehr zu sagen. Hatten uns einfach auseinander gelebt. Man ist so viele Jahre zusammen,

zieht Kinder groß, wird älter und irgendwann, man merkt das gar nicht, trennen sich die Wege. Und wenn man draufkommt, ist es zu spät.“

Frau Spahn nimmt einen Schluck Tee: „Norbert hat gelebt wie der ewige Bergsteiger ... es ist zeit seines Lebens immer nur bergauf gegangen.“

Als ob sie sich von etwas befreien wolle, plaudert sie munter weiter: „Wir mussten natürlich jedes Jahr nach Salzburg zu den Festspielen. Bei den Aufführungen ist er regelmäßig eingeschlafen. Aber wir waren dabei! Wir haben uns sogar in Salzburg eine Wohnung gekauft. Dann eine in Kitzbühel. Dabei war er unsportlich. Trotzdem jeden Winter Skifahren in Kitzbühel und zu diesem furchtbaren Skirennen – umgeben von furchtbaren Menschen. Norbert natürlich auf der Ehrentribüne. Gleich neben dem Kanzler, auch ein fantasieloser und fader Mann.“

Monika blickt ihr stumm in die Augen. Was ist das nur für eine Frau? Über dreißig Jahre war sie mit einem Menschen verheiratet, von dem sie sich stetig weggelebt hatte. Sie duldet sogar seine Freundinnen. Wahrscheinlich war sie sogar froh, wenn er die Abende mit seiner Freundin verbrachte.

„Eine abgetakelte ehemalige Miss Vienna, die alte Elvira,“ beginnt Frau Spahn, „sie war Schönheitskönigin in den Sechzigern. Eigentlich eine Trauerweide. Er bezahlte ihren Siliconbusen ... Ach, ich will über diesen alten Käse gar nicht mehr reden.“

Sie trinkt von ihrer Tasse und wendet sich wieder zu Monika und sagt: „Als die Kinder noch klein waren, konnte Norbert ihr Schreien nicht vertragen. Er müsse so viel arbeiten, das Schreien der Kinder mache ihn wahnsinnig. Ich bin ins Kinderzimmer gezogen. Kaum haben sie in der Nacht aufgemuckt, bin ich zu ihnen ins Bett gekrochen. Damit ja kein Laut zu hören war. Wenn er am Wochenende zu Hause war, musste entweder meine Mutter oder ich während der Mittagszeit mit dem Kinderwagen spazieren gehen. Er wollte seine Ruhe haben.“

Sie schüttelt ihren Kopf, als wolle sie diese Erinnerungen loswerden: „Meine Mutter und ich haben damals vor ihm, dem Herrn Pascha, in die Hosen gemacht. Wir knieten vor seiner Karriere ...“, sie wird lauter: „niemand durfte sich rühren ... nur seine Musik! Diesen furchtbaren Operettenkitsch und gelesen hat er den billigen Ramsch von Konsalik oder Ratgeber fürs Leben – als wäre er zu blöd, sein Leben selbst zu leben!“

Sie zeigt zum reichhaltigen Bücherregal und wird lauter: „Da schauen sie! Schiller, Goethe und Shakespeare. Mann ohne Eigenschaften, nur weil der Kanzler einmal gesagt hat, das wäre sein Lieblingsbuch. Daraufhin hatten die ganzen Parteiidioten von Wien dieses Buch am Nachtkastl liegen!“

Die Seiten seien noch immer verklebt. Darin habe niemand geblättert. Er habe diese Bücher nicht einmal aus dem Regal geholt! Alles nur zum Schein für Besucher.

Monika wagt sich kurz dazwischen: „Aber sie waren doch ...“

Frau Spahn unterbricht sie: „Jaja, ich war mit ihm verheiratet. Wir haben vor dreißig Jahren geheiratet und wollten nach Argentinien. Die ganze Welt sehen, nach Amerika ... alles Scheiße! Wir haben geheiratet und mussten gleich zur Hochzeitsreise nach Bad Schallerbach zu den schwarzen Parteiidioten ...“, und fügt nachdenklich hinzu: „Es hat sich so viel verändert, seit den Kindern und später ... jetzt ist er plötzlich tot.“

Im Café Sacher trifft Monika die Sekretärin vom Büro Dr. Spahns. Eine groß gewachsene, elegante Erscheinung, Mitte fünfzig, vornehme Eleganz, dezenter Schmuck. Monika ist überzeugt von Frauen mehr zu erfahren, vor allem wenn es gelänge, sie zu ihren Verbündeten zu machen. Sie glaubt im Privatleben Spahns die Lösung zu seiner Ermordung zu finden. Die ehemalige Sekretärin stellt sich mit Ruth vor und hat einen kräftigen Händedruck. Monika hat das Gefühl, das sie mehr weiß. Die ehemalige Schönheitskönigin war laut Ruth längst aus

dem Rennen. Die allerletzte Favoritin war eine karrieregeile Rechtsanwältin, die sich den Banker bei einer Pressekonferenz geangelt hatte. Ruth kann sich noch genau erinnern, als die Geschichte mit der kleinen Ziege angefangen hat.

Plötzlich sei er jeden Tag zum Friseur gegangen und habe bei Boss eingekauft. Sie schüttelt den Kopf wegen der kindischen Eskapaden. Frau Spahn tat ihr leid. Bei einem Treffen der Banker hier im Haus tuschelten alle von den neuesten Weibereien, nur seine Frau wusste nichts davon. Dabei seien Spahns Geschichten in Wahrheit immer nur Angebereien gewesen.

„Ich wusste doch immer Bescheid! Musste für ihn die blauen Turbos besorgen ... die Viagras“, schimpft sie empört.

Der Spahn sei derart im Stress gewesen, er habe sogar am Klo telefoniert. Darum dachte sie im ersten Moment an einen Herzinfarkt. Gerade in letzter Zeit sei er kolossal unter Druck gewesen. Die neuen Partner aus Deutschland und Italien wollten ihn loswerden.

„Er hat genau gewusst, dass er auf der Abschussliste stand. Man merkt das in diesen Kreisen ganz schnell. Das fängt schon damit an, wie einem die Parteikollegen grüßen – oder nicht grüßen. Da weiß man sofort, wie lang man politisch noch zu leben hat. Plötzlich hatte ihn auch der Kanzler übersehen. Die Geschichte mit dem Preiner war natürlich auch nicht hilfreich.“

Monika fragt: „Wer ist Preiner?“

Ruth sagt: „Ein junger Parteiemporkömmling, der eine Geschichte um den Verkauf einer unserer Filialen aufgeblasen hat.“

„Und?“

„Nichts als heiße Luft,“ winkt Ruth ab.

Am nächsten Tag schaut sich Monika die Videoaufnahmen der Tiefgarage an. Die Aufzeichnungen bringen nichts Neues. Die Kameras sind so eingestellt, dass nur die vorderen Reihen im Sichtbereich liegen, vom hinteren Teil sieht man nichts. Die

Kollegen bestärken Monikas Theorie, der Täter habe über die Positionen der Kameras genau Bescheid gewusst. Inzwischen kommen die Berichte der Waffenexperten auf ihren Schreibtisch. Bei dem Geschoss handelt es sich um ein Projektil Kaliber 22 Remington Jet Magnum. Monika kann damit wenig anfangen. Ihr Kollege auch nicht. Zumindest weiß er, dass eine Magnum Patrone eine besondere Durchschlagskraft hat.

Dietmar Attschütz fährt mit seinem dunkelgrünen Bentley bis zur Villa vor. Robert Tiefenbacher, sein Geschäftsführer, steigt aus und geht ins Haus. Attschütz spaziert zurück zum Briefkasten. Er bleibt vor einer Säule stehen, öffnet eine Metallklappe und holt Briefe heraus. Er nimmt den Packen, richtet sich auf und schließt den Briefkasten. Flüchtig überfliegt er die Kuverts, einige wirft er in einen Plastikkubel mit der Aufschrift Papier.

Als er einen der Briefumschläge etwas länger studiert, zuckt er plötzlich zusammen, lässt die Post fallen und greift sich mit der Hand an die Brust. Er verzieht sein Gesicht vor Schmerz, versucht krampfhaft zu schreien. Aus seinem aufgerissenen Mund kommt kein Laut. Er sinkt nach vor und klatscht mit dem Kopf voran auf den Steinboden. Attschütz ist tot.

*Diesmal ist alles leichter gegangen, denkt er und packt die kleine Armbrust in eine abgewetzte Ledertasche. Dazu legt er ein Fernglas, nachdem er sich vergewissert hat, wirklich getroffen zu haben. Er wendet sich vom Gartenzaun und verschwindet in einem schmalen, ausgetretenen Pfad, der von dichtem Gebüsch überwachsen ist. Wenigstens hat es jetzt nach dem siebten Mal geklappt, denkt er. Von der Bergseite geht's steil hinunter, bis zu den ersten Häusern.*

*An der Hauptstraße angekommen, wartet er eine Weile ab und mischt sich unerkannt zwischen Spaziergänger. Im Strom der Wandernden gelangt er zu seinem Auto, steigt ein und fährt los. Niemandem ist der silbergraue Mercedes aufgefallen.*

Monika spaziert beim Schreibtisch eines Kollegen vorbei und entdeckt eine Kopie der Erhebungen von der Salzburger Kripo. Der Mord war vor Monaten in der Nähe des Mönchbergs

passiert. Während sie gedankenverloren an einem Hamburger kaut, liest sie beiläufig den Text. In der anderen Hand hält sie eine Cola. Der Fall scheint sie immer mehr zu interessieren. Einen Absatz liest sie zweimal und kaut immer langsamer an ihrem Hamburger. Ein Beamter kommt zum Schreibtisch, setzt sich und beobachtet sie.

„Kann ich mir die Kopie behalten?“, fragt sie.

Er nickt. An ihrem Schreibtisch angekommen, liest sie noch einmal den Akt durch. Die Position des Opfers zum Zeitpunkt des Treffers, die wahrscheinliche Position des Schützen und – wieder keine Spuren. Spontan langt sie nach dem Akt des erschossenen Wiener Bankers in der Tiefgarage Am Hof. Hier gibt es auch bis heute nichts. Keine Spuren, keine Anhaltspunkte, kein Motiv, keine Verdachtsmomente. Sie legt die Texte der beiden Morde nebeneinander.

Welche Rolle spielt oder spielte Attschützs Begleiter Tiefenbacher? Wer ist das? Sie sucht im Akt nach Informationen. Der Täter musste seiner Sache ganz sicher gewesen sein, überlegt sie. Oder hatte er es sogar auf Tiefenbacher abgesehen? Hatte ihn verfehlt, verwechselt - oder steckt am Ende Tiefenbacher mit dem Mörder unter einer Decke? Laut beigehefteter Notiz dürfte er am Tod seines Chefs kaum profitieren. Im Datenblatt liest Monika, dass Tiefenbacher früher als Barkellner in einem Salzburger Nachtclub gearbeitet hat. Er war von Anfang an in der Firma und scheint trotz dürftiger Schulbildung eine Sonderstellung im Unternehmen eingenommen haben. Im Bericht ist von einer nicht abgeschlossenen Kellnerlehre die Rede. Also kein besonderes Geisteskind, denkt sie.

Nach dem Tod des Chefs musste er damit rechnen auf die Sekunde gefeuert zu werden. Die neue Generation hat Hochschulabschluss. Tiefenbacher schaffte die Hauptschule nicht. Vor seiner Tätigkeit als Barkellner hatte er die Zeit als Bademeister im öffentlichen Freibad in Salzburg totgeschlagen. In Wahrheit scheint er nur durch Attschütz Gnaden in die Spitze der Firma gehievt worden zu sein.

Nein, Tiefenbacher kommt als Mörder kaum in Frage, denkt Monika. Trotzdem möchte sie ihn sich einmal näher anschauen und zwar bald. Sie greift zum Telefon, ruft die Kollegen in Salzburg an und vereinbart ein Treffen mit ihm.

Pünktlich schreitet Tiefenbacher wie ein Filmstar ins Café Basar in der City von Salzburg. Während er einen Autoschlüssel, natürlich Marke Porsche, für jeden sichtbar zwischen seinen Fingern dreht, schaut er triumphierend in die Runde der Besucher. Alle anwesenden Frauen blicken auf. Er sieht genauso aus, wie sich Monika ihn vorgestellt hat. Ein Gemisch aus Dorfcasanova und Tennislehrer für verwelkte Jahrgänge in Kitzbühel oder am Wörthersee. Er geht zum Kellner und flüstert auf wichtig. Schließlich erspäht er Monika und bemerkt das vereinbarte Zeichen an ihrem Tisch, eine zusammengerollte Nummer der Tageszeitung „Der Standard“. Mit einem knallweißen Blendaxlächeln steuert er gerade auf sie zu.

„I bin da Bob“, sagt er, schüttelt ihr kräftig die Hand und setzt sich.

Er winkt lässig zum Kellner und bestellt für Monika grünen Tee und für sich einen Großen Braunen mit Topfengolatsche. Er trägt optische Sonnenbrillen in teurem Panoramastyling und beginnt das Gespräch wie alle Tennislehrer beginnen würden. Zumindest einige, denn mit einer Kommissarin vom Morddezernat trifft man sich eher selten im Café. Ob eine so fesche Frau wirklich „eigens“ wegen ihm von Wien nach Salzburg gefahren sei?

Monika antwortet schnippisch: „Weil ein so fescher Mann eigens wegen mir ins Café Basar kommt!“

Er lacht sein schönstes Aufreißlachen und verweilt bei typischen Banalitäten. Seine Fragerei dreht sich um die Gefährlichkeit ihres Berufs, denn da habe man doch oft mit Mördern zu tun. Schon, schon, aber nicht jeden Tag, sonst gäbe es keine Menschen mehr auf der Welt, antwortet sie. Und wieder leuchtet der Blendaxspot. Dazwischen immer seine Einwürfe: „... und das alles bei einer so

schönen Frau!“

Als Tiefenbacher über die eben bevorstehende Emanzipation schwadronieren will, kommt Monikas Frage wie ein Schafott: „Wie gut kennen ... eh, kannten sie Attschütz?“

Er gerät für einen Bruchteil einer Sekunde aus der Fassung und rührt langsam im Großen Braunen.

Nach einer Pause sagt er: „Ich kenn den Dietmar ... ich hab den Dietmar fast zehn Jahre gekannt. Jaja, wir waren ... warten's einmal, ja, natürlich, heuer ist es zehn Jahre her, dass wir angefangen haben.“

Er schaut ihr in die Augen und holt Luft: „Wollen's alles wissen?“

Sie hält seinem Blick stand: „Alles – und wenn's geht, noch ein bissl mehr.“

Er beginnt mit der Geschichte als Dietmar in „seine“ Bar kam. Damals sei er sehr oft Gast bei ihm gewesen. Immer allein. Während einer Plauderei hat ihm Attschütz schon etwas illuminiert, versprochen, er würde ihm übers Wochenende einen „Neunelfer“ borgen. Daraufhin habe er der vollbusigen Kellnerin einen Wink gegeben, ihm, Attschütz, in die Eier zu greifen und wenn's geht, gleich mit nach Hause zu nehmen.

Geht nicht, hat die Kellnerin abgewinkt, sie habe gerade heute ihre Tage. Dann solle sie sich etwas einfallen lassen, sagte Tiefenbacher und gab ihr den Tipp, es mit der Hand zu versuchen - weil der Bursche „g'stopft“ sei. Die Kellnerin ist mit ihm daraufhin auf den Parkplatz und hat ihm im Auto einen geblasen. Im ersten Moment kann Monika es sich nicht verkneifen, verlegen auf die Unterlippe zu beißen. Er hat sie dabei genau beobachtet. Sie spürt, dass er leise triumphiert. Die Kleine ist doch nicht die harte Sau, die sie vorgibt, zu sein. Diese Runde geht an den Herrn Diplombademeister, denkt Monika.

Er erzählt von einer Unzahl „Hasen“, die er dem Attschütz in der Folge auflegte, der offensichtlich zu deppert war, selbst welche anzubaggern.

Naja, so schlimm sei es nicht gewesen, lacht er mit seinem

Blendaxstrahler: „Der Dietmar war halt immer ein bissl gehemmt.“

Er habe auch nicht „alle Hasen“ flachgelegt. Manchmal habe er „ihn“ einfach nicht hoch bekommen.

„Die Weiber ham mir doch nachher immer alles erzählt“, lacht er. Einmal musste er sogar selber einspringen. Eines der Mädchen wäre so geil gewesen und Attschütz habe seinen Bimmel wieder nicht in die Höhe gebracht. Viagra auch grad keins da. Das Mädchen sei voller Zorn zurück in seine Bar gekommen und habe sich bitterlich über den „Lulli“ beschwert.

„Da bin i mit ihr nach hinten und hab´s ordentlich herg´nommen, dass sie gleich einmal so g'schrien hat!“

„Oh, wie interessant“, kommentiert Monika trocken.

Ab diesem Zeitpunkt avancierte er hauptberuflich zu Attschütz „Wildlieferanten“ und war damit für die Geschäftsleitung unentbehrlich geworden. Man urlaubte gemeinsam in Lech, Kitzbühel oder auf Ibiza. Attschütz war der Bankomat, Tiefenbacher seine Puffmutter.

Vorher hatte die Geschichte mit der Verjüngungssalbe begonnen. Nach einer Geschäftsreise in Vietnam hatte Attschütz eine Salbe im Gepäck, die aus einer nur dort wachsenden Liane gewonnen wird. Tiefenbacher war begeistert. Verfügte er doch schon immer über profunde Kenntnisse der merkwürdigen Gedankenwelt älterer Damen. Besonders jener mit „Marie“. Er träumte schon von Stränden an der Karibik, prallen Bankkontos und teuren Limousinen, umgeben von alten Millionärinnen die auf Knien um die Wundersalbe bettelten. Anfangs erzählte Attschütz der Finanz eine undurchsichtige Geschichte von einer chinesischen Familie als Hauptgesellschafter und Eigner des Urwalds, in dem diese Liane wachse. Inzwischen reichen die Fäden von Liechtenstein bis zu fernen Steuerinseln im Atlantik. Attschütz habe schon immer global gedacht. Dazu gehöre nun auch der Himmel, wirft Monika ein und nippt am grünen Tee.

Tiefenbacher geht auf die Bemerkung nicht näher ein, erzählt weiter von der Firma „for ever young“ und wie er zum

Generaldirektor avancierte. Zu Beginn sei er der einzige Verkäufer gewesen. In Kosmetikläden und Drogerien hatten sie anfangs keine Chancen.

Sie wurden ausgelacht und beschimpft: „Was soll das stinkende Zeug? Schlechts euch!“

Da hatte er zur Rettung die Idee mit dem Eigenvertrieb. Zuerst hat er allen Mädels über dreißig die Geschichte von der Wundersalbe erzählt. Nachdem diese Zielgruppe angebissen hatte, kam Bewegung ins Geschäft. Denn ob die Schmiere wirklich hilft, konnten auch die besten Wissenschaftler der Welt nicht sagen, weiß er. Wenn einmal die Weiber dran glauben, dann hilft's - soweit seine tiefenpsychologische Hypothese. Die Gläubigen wurden rasch mehr. Attschütz hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, als der Umsatz plötzlich wie eine Rakete in die Höhe schoss. Der ehemalige Bademeister hatte nach dem guten Start die Marketingstrategien geändert. Er besuchte Promipartys in Wien. Dort defilierten Abend für Abend seine zukünftigen Kunden.

„Nix ois oide Wetteln“, wie er jetzt lacht.

Schweres Gold um welke Hälse und steif geliftete Brüste. Im „Verein der Botox-Freunde“ verkaufte er die Schmiere wie Diamanten. Die Weiber rissen sich darum. Damit ihre Freundinnen keinen Wind davon bekamen, winkten sie ihn während der Partys hinaus. Entweder auf die Veranda, in den Garten oder zum Autoparkplatz. Im Dunkeln sahen sie dann gar nicht mehr so übel aus, erinnert er sich. Einige der höheren Damen sind ihm im Schatten gleich in den Schritt gefahren. Und er nicht fad, hat sich auf die Sekunde einen blasen lassen, wie er ohne Übergang hinzufügt. Während so eines Abenteuers wäre einmal sogar der Ehegatte grad an die frische Luft gekommen und hätte nur wenige Meter daneben eine Zigarette geraucht. Ein andermal wäre ein Ehemann mit einer blutjungen Dame in den Garten spaziert und hätte sie von ihrer Bluse befreit. Ein kompletter „Who's Who“ der Wiener Society balgte sich allabendlich um Tiefenbachers Hosentürl. Alle in der Hoffnung

als frische Gymnasiastinnen vor den neidvollen Blicken ihrer Freundinnen auf und ab zu defilieren.

Dann erzählt er, wie er mit Attschütz am Mordtag zum Haus fuhr. Sie stellten den Wagen beim Parkplatz ab, er selber sei gleich ins Haus vorgegangen. Attschütz spazierte wie immer runter zum Briefkasten und ...

Tiefenbacher hält inne, beißt sich auf die Lippen, schüttelt den Kopf und sagt dann: „Na, wann i jetzt so daran denk, geht's ma glei wieda schlecht.“

Nach einer Pause erzählt er weiter, wie er in der Küche Orangensaft presste und Attschütz nicht daherkam. Anfangs dachte er sich nichts dabei. Wahrscheinlich wichtige Post im Kasten. Dabei wollte er nie gestört werden. Er war inzwischen mit zwei Gläsern Saft hinaus auf die Veranda und legte sich in einen der Liegestühle. Als Attschütz noch immer nicht daherkam, stand er auf und ging hinunter zum Haustor. Auf halbem Weg sah er ihn verkrümmt am Boden liegen. Tiefenbacher dachte im ersten Moment an einen Herzschlag. Er habe sofort mit dem Handy die Rettung gerufen. Als er versuchte Attschütz umzudrehen, hatte er gleich das Gefühl, der sei tot.

Man spüre, wenn alles Leben für immer ausgelöscht sei, fügt er mit heiserer Stimme hinzu. Seine Gesichtsfarbe wandelt sich in fahles Grau. Er nimmt seine Brillen ab, wischt mit dem Handrücken das Wasser aus den Augen und schnäuzt sich laut ins Taschentuch.

„Waßt, waunst dein bestn Freind valierst, valierst oiwai a Stückl vo dir sölba. Bis a nix mehr vo dir do is!“

Monika hat auf einmal Mitleid mit ihm. Tiefenbacher ist kein besonderes Geisteskind, entsprechend drückt er sich aus. Attschütz war für ihn mehr als ein Freund gewesen. Tiefenbacher hatte früh seine Eltern verloren. Er war Waise und verbrachte viele Jahre in Heimen. Mit Attschütz, der doch um fast zwanzig Jahre älter war als er, hatte er nun seinen Ersatzvater verloren.

Nachdem er sich wieder erfangen hat, fragt sie ihn nach verdächtigen Personen oder Spuren. Ja, wenn ihm nur irgendwas

einfallen würde, und er schüttelt den Kopf. Die Kripoleute hätten alles abgesucht und nicht einmal ein Haar gefunden. Man glaube zwar, von wo der Schütze aus geschossen habe, aber ganz sicher sei man heute noch nicht. Man würde die Schusswaffe nicht kennen. Alle würden immer nur raten.

Ein Beamter der Kripo, den er öfters in der Stadt trifft, hatte ihm erst vorigen Dienstag im „Paracelsus“, einem Weinlokal in der Innenstadt, erzählt, es spräche vieles für eine Art Armbrust, aber ganz sicher sei man nicht. Ein normaler Sportbogen käme nicht in Frage. Der Pfeil war ja gerade nur so lange und er spreizt Daumen und Zeigefinger, um die Länge des tödlichen Bolzens zu demonstrieren. Auch ein Schussapparat mit einem Lauf käme nicht in Frage. Wahrscheinlich eine Armbrust, aber mehr würde man bis heute nicht wissen.

Tiefenbacher hatte noch immer seine Brille am Tisch liegen, als er ihr plötzlich gerade ins Gesicht schaut: „Wer mocht´n so wos? Wos san des via Leit, de wos aundere afoch umbringen. Daschiaßn, afoch so!“ und schnippt mit den Fingern.

Monika weiß im ersten Moment nicht, was sie ihm sagen soll. Irgendwie hat sie diesen kitschigen Pomadencasanova lieb gewonnen. Aus dem angeberischen Pfau ist ein kleiner Bub geworden, der nicht mehr weiter weiß. Mit einem Schlag hatte er zum zweiten Mal seinen Vater verloren. Als sie ihn von der Seite beobachtet, sieht sie ihn als kleinen Lausbuben in Lederhosen, barfuss, vor einem großen Gendarmen, der ihm mitteilt, dass seine Eltern von einem betrunkenen Lastwagenfahrer totgefahren wurden.

Monika spürt das Verlangen, seine Hand zu halten und seine Tränen zu trocknen. Im letzten Moment schaltet sie aber wieder auf Kripo, Mord und Tod. Sie sagt, diese Fragen hätten sicherlich schon alle gestellt, aber vielleicht wäre ihm in letzter Zeit doch dazu etwas eingefallen.

Sie fragt: „Welche Feinde hatte er? Hat es verheiratete Frauen in seinem Leben gegeben ...?“

Daran habe er auch schon gedacht, aber Attschütz hatte seines

Wissens ausschließlich mit ledigen Damen zu tun. Alle passten in dasselbe Schema, unter dreißig Jahre, fester Hintern und einen „Trumm Busen“. Aus welchem Milieu diese Damen kamen? Nach kurzer Nachdenkpause fällt ihm eine Hotelsekretärin aus St. Gilgen ein, eine so genannte „Tippmamsell“ aus Salzburg, dann eine aus seiner eigenen Firma. Oh, wie kreativ, denkt Monika. Bevor er nach Salzburg umzog, lebte er in St. Wolfgang. Monika bohrt weiter: „Wann genau ist er von Wolfgang nach Salzburg gezogen?“

Das sei so vor ungefähr fünf Jahren gewesen. Von dort komme aber niemand als Mörder in Frage, beendet er das Thema. Irgendwer muss doch einen Hass auf ihn gehabt haben, bohrt sie weiter. Entweder hatte der Mörder selbst einen Grund gehabt oder er wurde von jemand angeheuert. Es gäbe nur die zwei Möglichkeiten. Tiefenbacher blickt plötzlich auf, als wäre ihm was Wichtiges eingefallen. Attschütz hatte öfter Mitarbeiter wie aus Laune rausgeschmissen. Da war zum Beispiel sein früherer Partner aus Deutschland, der ihm, als das Geschäft sehr schlecht ging, Geld borgte. Irgendwann hatte er Attschütz nicht mehr gepasst und ihn und dazu gleich das ganze alte Team einfach „aussi g’schmissn“.

Monika richtet sich auf, da könnte was dran sein und fragt nach dem Partner, wo der zu finden sei und wieso .... ?Tiefenbacher winkt ab. Fehlanzeige! Der sei schon lange tot. Nach einer Pause versucht Monika noch einen Anlauf und fragt, ob es vielleicht Erben gäbe? Nein. Der Deutsche sei vor drei oder vier Jahren gestorben. Krebs. Es sei sehr schnell gegangen - und Erben gäbe es auch keine. Aber er könne Unterlagen beschaffen. Das Ganze sei zwar jetzt nicht einfach, weil die neuen Geschäftsführer ihm nur Schwierigkeiten machten. Sie hatten ihn gleich nach dem Tod von Attschütz zum Chauffeur für Auslandsgäste degradiert, diese Schweine, fügt er verkniffen hinzu. Könnte das neue Managerteam dahinterstecken, läßt Monika nicht locker?

Allesamt Drecksäue, linke Hunde, schimpft Tiefenbacher - einen Mord würde er ihnen nicht zutrauen. Dazu wären die zu feige.

Gut, aber einen Killer anzumieten, bräuchte keinen Mut, sagt Monika. Er schüttelt den Kopf, da wäre nix drin.

Tiefenbacher hat sich inzwischen wieder gefangen und blüht wieder auf. Seine Gesichtsfarbe bekommt wieder edle Casanovatönung, er trägt Brille und lacht abwechselnd zu den Damen an den Nachbartischen.

Dann wendet er sich direkt zu Monika und sagt dann im Ton das Ganze zu einem Ende führend: „Nein, nein, da muss es irgendwo einen mit einer Mordswut geben. Das ist einer, mit dem wir alle nicht rechnen. Vielleicht kennen wir den gar nicht.“

Monika möchte mit ihm am nächsten Morgen zum Tatort fahren und mit ihm die Plätze und Positionen anschauen, von wo aus der Mörder geschossen habe. Da würde sie aber sehr viel von ihm verlangen, sagt er mit ernster Miene. Er habe während der letzten Monate versucht, die ganze Sache hinter sich zu bringen und nun könnten die alten Wunden wieder aufbrechen. Monika hält seinem Blick stand und meint, die Wunden könnten aber dadurch auch heilen.

In ihrem Hotelzimmer hat sie Kopien der Vernehmungen, Untersuchungen, Zeichnungen, Fotos und auch eine Vergrößerung der Gegend um den Mönchsberg am Bett ausgebreitet. Monika klettert aus der Badewanne, wirft einen weißen Frotteebademantel über, setzt einen Handtuchturban auf den Kopf, holt eine kleine Champagnerflasche aus dem Külschrank und lässt mit einem Plopp den Korken an die Decke fliegen. Das Glas in der linken Hand, die Flasche in der Rechten, geht sie zum Bett und kickt mit Schwung ihre Badeschlapfen ins Eck. Sie setzt sich an die Bettkante, nimmt einen großen Schluck und stellt das Glas und die Flasche auf das Nachtkästchen. Mit ihrem Zeigefinger fährt sie auf dem Stadtplan über den schmalen Pfad, auf dem sich der Mörder dem Anwesen Attschützs genähert und entfernt haben könnte.

Sie stehen am Zaun und blicken zur Villa des Ermordeten. Die Entfernung könnte stimmen. Für eine Armbrust nicht zu weit. Vor dem Besuch in Salzburg hatte sie einen Sportschützen im steirischen Kapfenberg angerufen. Er soll einer der besten Armbrustschützen der Welt sein. Der Steirer hatte solche Waffen für den Wettkampfsport entwickelt, gebaut und ist sogar damit Weltmeister geworden.

In einem kleinen Caféhaus in der obersteirischen Stahlstadt haben sie sich getroffen. Er ist ein unscheinbarer, kleiner dicklicher Mann, mit strengem obersteirischen Dialekt. Monika wollte alles über Armbrustwaffen wissen. Sie fragte nach Reichweite, Durchschlagskraft und ob so ein Mord wie in Salzburg mit einer Armbrust überhaupt möglich wäre. Der rundliche Obersteirer erzählte ihr, dass eine Armbrust viel gefährlicher sei als eine Feuerwaffe. Fünfzig Meter bedeuteten kein Problem. Dazu lautlos und ohne Spuren. Der Pfeil sei durch den Körper, wie er gelesen habe und dahinter noch in den Boden gefahren. Das muss schon eine besondere Armbrust gewesen sein, sagte der Kapfenberger.

An diese Worte erinnert sie sich jetzt, als sie zur Villa, dem großen protzigen Eingangstor und dem Betonpfeiler mit dem Briefkasten hinüberschaut. Sie wendet sich zu Tiefenbacher und nickt in die Richtung des schmalen Pfads. Das könnte der Fluchtweg des Mörders gewesen sein, sagt sie. Er geht vor und sie folgt ihm durch die Büsche, die so dicht gewachsen sind, dass die Zweige ihr Gesicht streifen. Sie muss mit den Armen die Äste abwehren, damit sie ihr Gesicht nicht verletzen. Als sie an der Hauptstraße ankommen, halten sie kurz an.

„Wenn der Mörder hier irgendwo unauffällig sein Auto geparkt hat, konnte er bequem wegfahren. Den hat niemand beachtet. Komm mit, wir gehen zurück zum Haus“ - und ihr fällt auf, dass sie ihn das erste Mal duzte.

*Er ist mit seinem Wagen über Oerlikon nach Zürich gefahren. Dann folgt er den City-Hinweisschildern. Als er in der Nähe des Bleicherwegs aus seinem Wagen steigt, schaut er genau in den Eingang eines Cafés. Ein doppelter Espresso mit einem Kipferl weckt seine Lebensgeister. Die lange Autofahrt hatte ihn ermüdet. Er blättert langsam durch die heutige Ausgabe der „Neuen Zürcher Zeitung“ und genießt sein Frühstück. Nach etwas mehr als einer Stunde, verlässt er das Café, wirft noch einen Franken in die Parkuhr und spaziert Richtung Bahnhofstraße. Dort bleibt er vor den Uhrengeschäften stehen und schaut fasziniert auf die edlen und teuren Armbanduhren. Auf halber Höhe zum Zürcher Hauptbahnhof wechselt er die Straßenseite, lässt die Tram vorbei, biegt in eine schmale Seitengasse und verschwindet im Eingang eines großen Bürogebäudes. Die Seitenwände des Haupteingangs sind gepflastert mit Metallschildern von Anwaltskanzleien, Notaren, Büros diverser Aktiengesellschaften und einer Bank im dritten Stock. Die Türen des Lifts öffnen sich in der dritten Etage und er geht auf eine große Milchglastür mit der Aufschrift „Hürlimann Private Finance & Banking AG“ zu. Er läutet, die Tore öffnen sich leise nach beiden Seiten und eine junge hübsche Empfangsdame lächelt ihm entgegen. Wenig später kommt eine ältere Dame auf ihn zu und führt ihn in ein kleines Besprechungszimmer. Schweres dunkelbraunes Mobiliar verleiht dem Raum den für Banken typisch schweren und zugleich verschwiegenen Charakter. Nach einer Pause bringt das Mädchen vom Empfang Kaffee und Kekse und die ältere Dame kommt mit einem Folder herein. Sie zeigt ihm den Kontostand und weist auf das Datum der Einzahlungen hin. Er nimmt die Abschnitte und überprüft alles sorgfältig. Die erste Einzahlung über 100.000 US \$, die zweite über 50.000 US \$, dann die dritte, ebenfalls 50.000 US \$. Er nickt befriedigt und reicht sie ihr zurück. Danach trägt sie ihm sein Portefeuille vor. Er hört sich alles ruhig an und betont abschließend, dass er seine Anlagen nicht in risikoreichen Branchen platziert haben möchte. Bevor er*

*zu seinem Auto geht, ruft er von einer öffentlichen Telefonzelle einen Rechtsanwalt an. Ohne Begrüßung sagt er, dass der Immobilienmarkt zurzeit sehr gut wäre.*

*Der Anwalt antwortet ebenso ohne Begrüßung, ob er von dem neuen Angebot gelesen habe, worauf er kurz antwortet: „Ja.“*

*Darauf der Anwalt: „Ist das interessant für sie?“*

*Seine Antwort ist kurz und klar: „Ich werde kaufen.“*

*Er legt auf und geht zu seinem Auto. In einer Stunde wird er das Land verlassen haben.*

„Mal was Neues!“ verlangte die Geschäftsleitung von Monika, damals Marketingchefin eines privaten TV-Senders, Jahre vor ihrer Kripozeit. „Mehr Motorsport“, war ihre Vorschlag. Für die Produktionskosten trieb sie Sponsoren auf. Stefan, früher Rennfahrer, jetzt Manager eines Teams, sollte als Berater fungieren. Der Mann lebt in Baden und ist bei fast allen internationalen Rennen dabei. Sie hatte Glück. Bevor er zu einem Rennen in Magny Cours nach Paris abflog, kam er auf einen Sprung in ihr Büro. Ein lustiger Typ. Schon etwas älter. Monika schätzte ihn auf über fünfzig, wie sich später herausstellte, war er aber schon sechzig. Sportliche Figur, leger gekleidet, früher Journalist, später Profirennfahrer. Nicht nur Insider im Rennbusiness, sondern auch im Medienbetrieb.

Gemeinsam hatte man ein Drehbuch verfasst, mit Plots und allem, was dazugehört. Im Büro angekommen, ging er gleich auf sie zu und drückte ihr so fest die Hand, dass es eine Woche lang schmerzte. Nach dem Rennsportevent hat sie nichts mehr von ihm gehört. Jahre später plötzlich ein Anruf im Kripobüro. Es war Stefan. Er habe von ihr in der Zeitung gelesen und spontan beschlossen anzurufen. So nebenbei, wie wär's mit einem Besuch beim Grand Prix von Österreich in der Steiermark? Er hätte zwei VIP-Karten.

Monika anfangs verlegen: „Warum gerade ich?“

Darauf er frech: „Weil ich mich alleine fürchte!“

Er wartete in seinem Porsche bei der Autobahnabfahrt Baden. Sie ließ ihren Wagen bei der McDonald's Bude stehen und stieg zu ihm ein. Das Rennen verwirrte sie völlig. Alles war viel zu viel. Viel zu schnell, viel zu laut, viel zu viele Menschen, auch zu viele Idioten und das Ganze dann viel zu schnell wieder vorbei. Stefan führte sie in den VIP-Klub, wo das Essen viel zu gut und zu viel war. Es wurde auch getrunken und so nebenbei Hände von irgendwelchen Rennfahrern aus Schottland, Kolumbien und

Finnland geschüttelt. Junge Buben, mit unvorstellbaren Bankkontos und den obligaten Fotomodells an ihrer Seite.

Der ganze Zirkus brauste wie ein Tornado über sie. Und bevor sie noch wusste, wer gewonnen hatte, saßen sie im Porsche und fuhren zurück nach Wien. Unterwegs erzählte er von seiner Scheidung, seinen Kindern, seinen Rennen. Monika war vom Trubel geschlaucht. Er redete eigentlich zu viel und irgendwo war sie eingeschlafen.

Bei einer Raststätte hielten sie auf einen Espresso zum Aufwachen. Dann drehte er den Spieß um und ließ sie reden. Jetzt erzählte sie von ihrem Leben, dem TV-Sender, den Intriganten statt Intendanten, den Lobbyisten und Mobbyisten, dem täglichen Wichtigsein, bis sie das grausame Spiel endgültig satt hatte und ihnen sprichwörtlich den Finger zeigte. Es folgte das Jusstudium, das sie so nebenbei prompt zu Ende brachte, worauf sie besonders stolz war. Auch er hatte im hohen Alter ein Studium begonnen und wie Monika das Doktorat mit ausgezeichnetem Erfolg beendet – obwohl er während seiner Schulzeit einer der Schlimmsten war und aus dem Gymnasium hochkantig rausgeschmissen wurde.

Monika mochte ihn. Stefan startete zwar sofort keine direkten Attacken, sie war sich aber sicher, dass er irgendwann versuchen würde, sie aufs Kreuz zu legen. Bevor jedoch mehr daraus wurde, kam der Spanienurlaub mit der Familie ihrer Schwester dazwischen. Schon am nächsten Tag flog sie plus Anhang nach Sevilla. Sie wäre lieber in Wien geblieben. Wegen Stefan? Mag sein. Eine Absage konnte sie ihrer Schwester nicht antun, der Urlaub war seit einem Jahr gebucht. Monika hatte mit Stefan vereinbart nicht zu telefonieren, dafür über SMS in Verbindung zu bleiben. Die Texte wurden schlüpfriger. Sie wunderte sich über Stefans merkwürdigen Humor.

Eines Nachts wachte Monika um drei Uhr früh auf, lag eine Weile wach und dachte an Stefan, als nach wenigen Minuten, wie nach mystischer Gedankenübertragung ihr Handy aufleuchtete. Eine SMS war eingetroffen und zwar von Stefan. Er sei eben

aufgewacht und könne nicht mehr einschlafen, weil er an sie denken müsse. Sie schrieb zurück, dass auch sie seit einigen Minuten wach läge und ebenfalls an ihn denke. Darauf er nicht gerade vornehm, „er“ würde gerade stocksteif in den Himmel ragen. Ein klassischer Fall von Telepathie, weil sie offensichtlich an ihn denke!

Darauf sie: „Wer ist er?“

Stefan nicht fad: „Na, das schöne feste Stück zwischen meinen Beinen. Zu Deutsch: der Schwanz!“

Zuerst war sie schockiert, musste aber lachen und schrieb zurück, „ihn“ würde sie jetzt gerne spüren. Dann plötzlich Funkstille. Seine Handybatterie war tot. Am nächsten Morgen kaufte sie in einer Boutique ein hautenges schwarzes Kleid, das um ihren Hintern knallig spannte. Ihre Schwester warnte sie, diesen gewagten Fetzen hier im katholischen Spanien anzuziehen, das könnte einen Umsturz der Regierung auslösen. Sie wollte das Kleid hier auch nicht anziehen. Nein, damit wollte sie Stefan in Wien „abschleppen.“

Kaum zuhause gelandet war Stefan am Telefon. Ein neues Restaurant habe in Wien geöffnet und er möchte sie am nächsten Tag zur „*opening party*“ einladen. Sie erwartete ihn im schwarzen Kleid aus Sevilla. Dann öffnete sie zur Begrüßung eine Flasche Prosecco und ging langsam mit den vollen Gläsern auf ihn zu. Sie sah seine Augen an ihrem Busen kleben und ahnte, heute würden sie kein Restaurant mehr sehen.

Langsam setzte sie sich auf seinen Schoß und führte das Glas an seinen Mund. Die Schwellung zwischen seinen Beinen war für sie sogleich spürbar. Sie trank ihr Glas in einem Zug leer, stellte es am Tisch ab und fuhr mit ihrer Hand ohne Umwege in seinen Schritt. Als sie ihn an seiner heikelsten Stelle zu massieren begann, blickte sie ihm in die Augen, die immer größer wurden. Sie setzte sein Glas ebenfalls ab, nahm seinen Kopf und legte ihn sanft aber bestimmt zwischen ihre Brüste. Stefan atmete schwer.

„Komm Süßer“, hauchte sie und leckte an seinem Ohr.

Schon nach den ersten Schritten von der Couch, hatte Stefan

Poloshirt und Jeans wie lästigen Ballast abgeworfen und folgte ihr in Richtung Bett. Ihr Traumkleid aus Sevilla blieb nach einem energischen Zug am Reißverschluss im Wohnzimmer zurück. Als sie gemeinsam aufs Bett fielen, waren sie splitternackt.

Monika fühlte, wie eine kochend heiße Meeresbrandung über sie hinweg spülte. Seine Kondition war bemerkenswert. Plötzlich begann er wild zu stöhnen und eröffnete das Feuer wie die Kanonen von Navarrone. Nachher holte sie den Prosecco ins Schlafzimmer. Sie hatte die Flasche in weiser Voraussicht in einen Eiskübel gestellt. Der kühle Sprudel tat den ausgefickten Kehlen gut. Dann vergoss sie ein paar Tropfen auf seinen Bauch und leckte daran. Um das Feuer anzufachen, tunkte sie sein Prachtstück in das Glas mit dem eiskalten Schaumwein und begann ein neues Spiel. Als sie völlig ermattet lange nach Mitternacht wie zwei ausgebrannte Sumoringer auseinander fielen, versanken sie in traumlosen Schlaf.

Sie musste morgen früh aus dem Haus, das Seminar im Schulungszentrum der Kripo begann um acht. Bevor sie ging, warf sie noch einen Blick zurück und schmunzelte angesichts seiner Unschuld. Wie er so friedlich dalag, mit geschlossenen Augen, tief aus- und einatmend, einen Teil der Bettdecke zwischen seinen Beinen, den rechten Daumen an der Oberlippe, wie ein Kind beim Daumenlutschen. Sie hauchte ihm noch schnell einen Kuss auf die Stirn und raste los.

Beim Vortrag ging es um forensische Spurensuche bei Mordopfern. Als sie am Abend heimkam, war er, wie nicht anders erwartet, bereits ausgeflogen. Er hatte nicht einmal eine Nachricht hinterlassen, dieser Rüpel, schüttelte sie den Kopf. Typisch Mann. Er rührte sich auch während der nächsten Tage nicht. Das tat weh. Sie war gerade dabei, ihr Herz an ihn zu verlieren. Zu ihrer Enttäuschung musste sie nun erkennen, dass er eigentlich auch nicht anders war, als die übrige Rotzbande der Männer. Erst Tage später stand er mit zwei Portionen Sushi und einer Flasche Prosecco vor der Tür, als wäre nichts gewesen. Sie ließ ihn ein. Er blieb bis zum nächsten Morgen.